

**Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.**



No. 284. — Der Philipp, was mein Hosenband ist, der hat ja, wie Sie gut genug wissen, mit viel oder besser gesagt gar nichts zu tun, edert, daß er so reger wie e Klad zu den Wedesweiler gehn duht. Daß ich das nicht so ecktra gleiche, das wisse Sie auch gut genug, anwer was kann mer denn mit so en Feller anfangen? Ich hen ihn schon die großartigste Spietisches gehalten, anwer alles duht kein gut. Er duht ganz schön lissene, anwer wann ich dorch mit meinen Spietisch gewese sin un ich hen gedent, ich hätt e großartige Impreschen gemacht, dann hat das alte Kameel gesagt, er wär effreit es deht heut noch Kege gewese. So ebbs macht mich immer so mühd, daß ich mich jedesmal vornehm dufn, kein Wort mehr zu ihn zu sage un ihn einfach duhn losse, was er will. Anwer wie ich die erste Tischeks kriegen, ihn ebbs einzuorobe, dann soll ich doch wider in mei altes Häbbit un fahle, ihn dann for sehr. Den anneren Tag sin ich auch wider emol mit mein lentes Fühche zuericht aus den Bett un dann is wie jedes weih, der ganze Tag gespuht. Ich hen en kleine Teibel umgeworfe em ein von die Füh is abgeworfen. Der Phil hot gesagt, er wollt eins von die Kids zu den Karpenier schide, for daß der den Teibel fide deht. Off Kohrs, hen ich gesagt, zu den Karpenier schide, das is so deine Männer; en annerer Mann geht her un duht so e Ding gleich selbst fide, anwer du bist for nids gut, als for zu den Wedesweiler gehn; Ich kann ennhau gar nit sehn for was du e Heim hast. For dein Körper deht e Bohrdinghaus den nämliche Zwerd ersülle. Den Weg hen ich ihn noch for e ganze Weil daungelast un weil ich weih, wie er gleiche duht immer abzuwitsche, do hen ich gleich die Bemerkung dran geknüpft: So, un wann du jeh e Niemark mache willst, wo das Wetter oder einiges annerer Sobhschekt teische duht, dann verlierst du dei häppie Bohm un denn somm. Er hot unner die Zirkumstanzes off Kohrs nit das Sobhschekt getoht, o Kontrollör, er is so miel wie e Lämmche gewese un hot gesagt: Wei, Lizzie, du weihst doch gut genug, daß ich immer gleiche einiges for dich zu duhn. Ich will nit sage, daß ich artig oder petideler händig mit so Sache sin, anwer der is natlings leit treing un wann du willst, dann gehn id, gleich los un hole mich alles was ich for den Schapp juhse duhn. Newer Mein, hen ich gesagt, das Bihnech kenne mer, wann du fort gehst, dann kommst du nit mehr wider un ich besser schide em von die Buwe fort un losse alles hole. Abrecht hot er gesagt, das duht mich forschrecht fuhle, anwer ich hen doch gewiht, daß es ihn nit gefuht hot. Ich hen dann den Bennie fortgeschickt un hen ihn Wudd hole losse un e Sach un Tächs

un Gluh, anwer off Kohrs bis der Bennie wider reuht komme is, daß hot auch e Ewigkeit genomme un der Phil hot gesagt, in die Zwischzeit deht er schnell zu den Wedesweiler laufe, bitahs wann er emol gefahrt hätt zu schaffe, dann deht er doch nit eher kappe, als bis er fertig war. Do hen ich nadertlich nids gege sage könne un er is fort, anwer ich hen ihn ersicht wider Wort schide müsse, daß der Bennie da wär, befor daß er wider heim komme is. Jeh hot er sich off Kohrs gleich an sein Schapp gemacht un er hot in den Keller gehämmert, als wann er e Haus-baue wollt. Nach so ebaut e Stund un e halb sin ich emol daunfichs gange, for zu sehn was er macht. Er hot anwer gesagt: Lizzie, wann mer gute Freunde bleime wolle, dann loß sich nit hier bei mich sehn, als bis ich fertig sin. Ich gleiche nit distörbt zu wer n, wann ich schaffe; nau gilt aut! Sell is off Kohrs e wenig toff gewese, anwer ich sin froh gewese, daß ich ihn emol so weit gehabt hen, daß er ebbes for mich gedahn hot. Ich sin also wider obfichers gange un hen mein Wert gedahn un wann ich nit in einem fort hätt hämmert höre, dann hätt ich gar nit mehr an den Philipp gedent. Es is Dinnertzeit komme un er hot reffjuht obfichers zu komme un wie es an die Zeit war Sopper zu esse, do hot er geballert: Wann mich noch emol jemand distörbe duht, dann werf ich den ganze Schapp in die Ed. Wann ich fertig sin, dann komme ich un nit befor das. Bei Galle, ich hen gar nit gewüht, was die Mütter war mit den Philipp. Anwer soviel hen ich gewüht, daß, wann en Karpenier so lange Zeit niede deht for e verbrochenes Dschkein anzukluhe, daß er in leh denn e Woch in Bantrupje gehn könnt. Ich hen die Buwe später ins Bett gehn mache un der Philipp is noch immer biffte gewese un zu guter Leht hen ich es dann doch nit mehr sende könne. Ich sin enunner in den Keller gange un hen gesagt: For Guttnech Sehts, Philipp, hen ich gesagt, was is denn nur die Mütter mit dich? Ha! du denn immer noch nit den schmale Schapp geminnst? Wei in die Zeit kann en annerer Mann sei Haus e ganze Storie reise. Ich hen das in en ganz gemüthliche Ton gesagt, anwer Sie hätte emol den Philipp sehr solle! Wei, er hot den Teibel genomme un hot ihn in die Ed geschmiffe un is mit beide Füh druff geschumpft un den Weg hot er off Kohrs das ganze Ding ruinjert. So, hot er gesagt, jeh kannst du dich en annerer Teibel laufe un frag mich nit nit mehr, daß ich ebbes for dich fide soll. Wisse Sie was, Mißer Götter, ich dehte, das is nur en Stiem gewese, for daß ich nit mehr in die Tempelchen komme sollt, ihn for etwas zu frage. Er tell juh, mer kann so en Feller for e Leiffem kenne un mer duht ihn noch nit auslenne.

Mit beste Resgards  
Nours  
Lizzie Hanfstengel.  
Nicht anders möglich.  
Weinhändler: „Denk! mal, in meinem Weinsteller ist diese Nacht eingebrochen worden!“  
„Das waren jedenfalls Fremde!“

Amischieben.  
„Ich habe zufällig vernommen, daß Sie sich über mich erkundigten, wozu sollte das?“  
„Ich wollte nur wissen, ob ich der richtige Schwiegerohn für Sie wäre.“  
Grofmüthig.  
Köchin: Madame, ich habe das große Loos in der Lotterie gewonnen. Madame: Wirklich? Dann müssen wir wohl scheiden?  
Köchin: Ja, wenn Sie nicht in meine Dienste treten wollen?

**Chinas Kaiserinnen.**

Am 1. September des Jahres 1888 waren die Töchter aller edlen Mandchufamilien in China zwischen dem 15. und 18. Jahre nach dem Kaiserpalast zu Peking besohlen, auf daß Ihre Majestät Tze Hsi An, die Kaiserin-Wittwe, drei Gemahlinnen für den „Sohn des Himmels“ auswähle. Der Kaiser war sechzehn Jahre alt geworden, und das chinesische Hofzeremoniell erforderte, daß er heirathe und zwar eine Hauptgattin, die Glanz und Ruhm seiner Krone theile, un zwei Nebenfrauen, „die Kaiserin des westlichen Palastes“ und „die Kaiserin des östlichen Palastes“, die sein Heim mit ihrem Liebreiz verschönen sollten. Die Töchter aller Mandchus, deren Stellung über den dritten Hofrang hinausragte, hatten das Recht, zu dieser Wahl zugelassen zu werden. Es wäre Verbrechen gewesen und tiefste Schmach für jedes der also begünstigten Häuser, wenn es dem kaiserlichen Wunsche nicht nachgegeben wäre. Kein Mädchen hätte ein etwaiges Verbot der Eltern überleben dürfen, die sie nicht für würdig erachtet hätten, an der Auswahl theilzunehmen. So hatten sich denn 300 junge Mädchen im kaiserlichen Palaste versammelt, eine liebliche, vor Erregung zitternde Schaar in kostbaren, bunt leuchtenden Gewändern, von der Kaiserin und ihren Hofdamen, von den älteren männlichen Mitgliedern der Kaiserfamilie und dem Obergericht freundschaftlich empfangen. Sie wurden aufs köstlichste bewirthet, mit süßen Vedereten und prächtigen Geschenken vertraulich gemacht und begannen sich allmählich heimischer zu fühlen in der fremden Umgebung. Dann begann das schwierige Geschäft des Wählens, sechs Wochen lang wurden sie beobachtet und alle die kaiserlichen Prinzen theilhaftig sich eifrig daran, mit Ausnahme der Hauptperson, des wichtigsten Helden in diesem merkwürdigen Schauspiel, des jungen Kaisers Kwang Hsi selbst, der keine von ihnen zu sehen bekam. Nach langem Beobachten und Prüfen wurden endlich 30 Mädchen ausgesucht, die zur engeren Wahl gestellt werden sollten. Die anderen wurden nach Hause geschickt, bekamen mit schweren Seidenkleidern, mit schönem Schmuck, aber alle traurig und einige so trostlos, daß sie noch unterwegs Selbstmord begingen, weil sie die Schande der Verwerfung nicht ertragen wollten.

Die 30 Ausgewählten blieben noch bis zum Januar unter der Obhut der Kaiserin-Wittwe, deren Thun, ihre Aeußerungen, ihr ganzes Benehmen sorgfältig berichtet wurden. Endlich nach der Tag der Entscheidung. In dem großen Saal des vollkommenen Friedens, dessen phantastische Architektur einen bunten Rahmen um die reich gekleidete Versammlung legte, hielten sich die Eltern der 30 Mädchen versammelt und der ganze Hof mit all seinem Glanz war erschienen. In der Mitte standen die dreißig kleinen Fräulein, en aneinander gedrängt, mit hochklopfenden, aufgeregten Herzen. Die Kaiserin-Wittwe erhob sich und erwählte als Hauptgemahlin des Kaisers ihre eigene Nichte Ye Honala, die Tochter ihres Bruders, des Herzogs Kwei Hsiang, und händigte ihr die gekleidete Fahne des Kaiserthrons ein, juwelenbesetzt mit den Symbolen des hohen Glücks und des langen Lebens. Dann erkor Ihre Majestät zu Nebengemahlinnen zwei niedliche Waisen, Tjung Fan und Tatala, die Töchter des verstorbenen Chong Hsi, des einstuigen Kriegsministers. Jehonala war nicht hauptsächlich ihrer körperlichen Vorzüge wegen zu dem hohen Range erhoben worden, denn sie war nicht gerade schön und älter als der Kaiser. Sie verdante ihre Würde ihrer hohen Stellung, der nahen Verwandtschaft mit der Kaiserin-Wittwe und ihren großen Geistesgaben. Die beiden Waisen konnten den Schönheitssinn Kwang Hsi in reichem Maße befriedigen, aber auch sie hatte die kluge Kaiserin nicht deswegen erwählt, sondern weil sie aus guter Familie waren und doch allein standen, keinen großen Anhang und daher keine große Macht hatten. Sie waren vierzehn und sechzehn Jahre alt und hatten sechs noch ganz kleine Brüder.

Nach dieser Zeremonie durfte der Kaiser die für ihn erwählten Bräute immer noch nicht sehen; vielmehr mußten nun erst die langwierigen Hochzeitsfeierlichkeiten stattfinden, für die nach der Meinung der kaiserlichen Astronomen die Woche vom 24. bis 29. Februar den günstigsten Zeitpunkt darstellte. Die Zeremonien begannen am chinesischen Hofe möglichst früh am Tage, häufig kurz nach Mitternacht. So ward denn auch in früher Morgenämmerung des 24. die herrlich geschriebene Heirathsurkunde des Kaisers unterzeichnet und im feierlichen Aufzuge nach dem Palaste gebracht. Dann kam die Einholung der Braut, der ein Zug von Eunuchen voranschritt, die die heiligen Schirme, Fahnen und Fächer trugen, mit denen Glück und Segen des chinesischen Kaiserhauses so eng verknüpft sind. Herrliche Geschenke, 200 Unzen Gold, 10,000 Unzen Silber, eine Gold- und zwei Silberbüchsen, 1000 Seidenstücke und 20 reich angeführte Hölzer hatte der Kaiser den Eltern für

ner künftigen ersten Gemahlin gesandt. Sie wurden im Zuge mitgeführt. Die Braut selbst ward auf einem goldenen Sessel getragen, mit dem goldenen Szepter in der Hand. Am Eingang des kaiserlichen Palastes endlich durfte sie ihrer jungen Gemahlin begrüßt; er reichte ihr einen Apfel, das Zeichen der Fruchtbarkeit, und führte sie nach ihren Gemächern. . . . Dann begrüßte er die beiden Nebenfrauen. Za gelange Vanette und Festlichkeiten folgten.

Lieber die also abgeschlossene Ehe des „Sohnes der Mitte“ ist nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Wohl aber haben die Gemahlinnen des Kaisers bei den später von der Kaiserin-Wittwe unterdrückten Reformen eine wichtige Rolle gespielt und großen Einfluß auf den Kaiser gehabt. Besonders ein jüngerer Bruder der beiden Nebengemahlinnen, Chong Tsi Tsang, als vierter Sohn unter dem Namen Goo Yu Li „Nummer vier“ bekannt, theilhaftig sich eifrig an den Reformwerken und unferhielt enge Fühlung mit den Vorkämpfern für eine moderne Umgestaltung des Reiches der „Mitte“ nach europäischem Vorbild. Als diese Intriguen entdeckt wurden, mußte er vor dem Hof der Kaiserin in tiefste Verborgenheit flüchten, und darf sich auch jetzt noch nicht am kaiserlichen Hofe sehen lassen.

Die wichtigste Rolle in dieser Palastintrigue hatte die junge Tatala gespielt, die den schwachen und schwankenden Kaiser zu wichtigen Entscheidungen drängte. Sie war ihm die liebste unter seinen Frauen; sie traf die Mache der Kaiserin am stärksten. Tatala würde zu entehrenden Demüthigungen gezwungen und nahm sich darauf das Leben, indem sie sich in einen Brunnen stürzte. Nun steht ihr Palast leer und mit ihr scheint die Freude aus des Kaisers Heim gewichen. Zu seinem größten Schmer hat er keine Kinder und der Sohn eines seiner Vettern, ein achtjähriger Knabe, ist zur Nachfolge bestimmt. Auch Jehonala war compromittirt, denn zwei ihrer Brüder fanden sich unter den Geächteten und zum Tode Verurtheilten. Sie führt ein zurückgezogenes, stilles Leben, und die Kaiserin macht sorgfältig darüber, daß sie mit ihren modernen Anschauungen nicht hervortritt. Tjung Fan, die Kaiserin des östlichen Palastes, findet Befriedigung in dem üppigen Luxus, von dem sie umgeben ist.

**Fallendes Laub.**

Der Sommer ist vorüber. Die Flächen, die vom Goldenrod bewachsen sind, leuchten im gelben Glanze, in den Gebüschen, die die Büschungen bedecken, die Felder umsäumen, macht sich an einzelnen Sträußern schon ein fahles Gelbbraun bemerkbar und zeichnet schmutzige Stellen in der grünen Belaubung. Wie lange wird es noch dauern und die Blätter des wilden Weines strahlen im spätesten Purpur? Dann hat auch der Herbst seine Einkehr im Laubwald gehalten und die bunten Farben des Laubes, die ihn kurze Zeit für den Naturfreund so anziehend und kräftend schön machen, scheinen in ihrem verschwenderischen Gloriet die Nähe des Winters noch hinauszuweisen zu wollen. Aber es ist eitel Flitter und Tand all dieser bunten Schmutz! Gleichsam wie durch bunte Glasfenster dricht sich das Sonnenlicht, spielt leuchtend auf den tiefroten Tinten, vergolbet das Gelb und überzieht das Braun mit jener so eigenartigen Bronzefarbe. Wie wunderbar verschieden sind die Laubschattierungen des Brauns. Anders die Rippen, anders das Blatt, anders die Oberseite, anders die Unterseite, anders im Licht, anders im Schatte, und doch alles nur Braun.

Aborn, Buche und Ruhbaum lassen leicht die Blätter fahren, wenn der Frost sie mit seinem kalten Hauche berührt und der Herbststurm sie mit harter Hand schüttelt. Aber die Winterreihen halten auch noch die ersten Blätter fest, wie der Geizhals sein Geld. An den Zweigen sitzen noch manche, wenn im kommenden Frühling sich die grünen Spitzen schon dazwischen drängen. Von den weißen Birken hat sie der Herbstwind schon alle davon geweht, sie haben ihre nackte, schlante Schönheit in kalter Herbstluft zu neuer Frühlingsfrische, und durch das seine Gitterwerk der niederhängenden Äuten, blickt der blaue Himmel, und grazios wiegt sich das zarte Gräst im leichten Lufthauche.

Blutroth sind die Blätter des wilden Weines, jedes glüht, wie vom inneren Feuer verzehrt, langsam aus, das Licht derlösch, das Blatt fällt treifend zu Boden.

Die dichten Wölbungen im Laubwald, die sonst kein Sonnenstrahl durchdrang, wie leicht und lustig sind sie heute! Da ist kein Halt, keine Ruhe mehr; jeder Augenblick reißt neue Lücken, vergrößert die bestehenden, jede Minute führt das Zerstückern fort, jedes Lüftchen vermehrt die Zahl der fallenen Zweige da oben.

Wie im Frühjahr die Belaubung der verschiedenen Bäume und Sträucher nicht zu gleicher Zeit erfolgt, so schließt auch zu verschiedener Zeit des Lebens der Blätter ab. Die Zeit des Laubfalls beschleunigt oder verlangsamt sich, je nach der Witterung, immerhin zieht sie sich einige Wochen hindurch hin. Bevor aber das Blatt sich los-

löst und zur Erde taumelt, legt es sein buntes Farbleid an. Die buntenbraune Färbung des Herbstkrautes z. B. entsteht durch denselben Farbstoff, der in den Blättern der Bluthuche wirksam ist, und in beiden Fällen stellt die Färbung einen Versuch der Pflanze dar, sich vor den intensiven Sonnenstrahlen des Herbstnachmittags, gegenüber der Kälte der Morgen- und Nachstunden zu schützen. Leicht kann man beim Herbstlaub beobachten, daß die Seite am stärksten gefärbt ist, die der Sonne am meisten ausgesetzt ist. Die hellgelben oder orangefarbenen Tinten der Herbstblätter stammen von einem anderen Farbstoff, demselben, der die Karotten gelb färbt. Die Purpurfarbe des Rübenblattes stimmt ihrem Ursprunge nach mit der Farbe der Gartenleutoje überein.

Viele der im Herbst hervortretenden Farben entstehen gar nicht in dieser Jahreszeit, sondern sie werden dann nur erst sichtbar, weil der grüne Farbstoff in den Blättern verschwindet, von dem sie so lange überdeckt wurden. Es vollzieht sich im Herbst, bei der Verminderung der Lebenskraft der Pflanze, eine Wanderung aller Stoffe, die der Pflanze für die Zukunft noch von Vortheil sein können, von den Blättern in den Stamm hinein. Die in den Blättern zurückbleibenden Stoffe, denen die bunten Herbstfarben hauptsächlich zuzuschreiben sind, haben für die Pflanze keinen weiteren Nutzen, es ist im Gegenheil ein Vortheil für sie, sich ihrer zu entledigen. Es tritt beim Laubfall nichts plötzlich ein, was nicht schon vorbereitet ist; es geschieht da nichts, was nicht nothwendigefolgen nach sich zieht. Es ist nicht das allgemeine Gesetz vom Kreislauf des Lebens, nach dem Entstehen, Sein und Vergehen miteinander verflochten sind wie die Glieder einer Kette, sodas aus dem Leben der Tod und aus dem Tode das Leben erblüht; das Blatt folgt nicht dem gewaltigen Ruge nach unten, um im Schooße der Mutter Erde zu verweilen und ihr wiederzugeben, was es einst von ihr erhalten. Es ist dieses nicht die Ursache, sondern nur die Folge. Baum und Strauch haben vielmehr seit Monaten den Laubfall vorbereitet, sie haben selbst durch ihren Säftungsorgan den Durchbruch von ihrem eigenen, inneren Wesen nach und nach abgeperrt, sodas dieser immer mehr verkommen und absterben mußte.

Solange die Pflanze in voller Vegetation steht, ist die Säftströmung in ihrem Inneren recht lebendig und so lange diese unvermindert anhält, hat sie die Blätter sehr nötig; denn das Blatt ist das wichtigste Ernährungsorgan und dem entsprechend besitzt es auch einen hierauf eingerichteten anatomischen Bau. Es besitzt Spaltöffnungen, durch die die Luft sammt der Kohlenäure in das Innere des Blattes tritt. Diese Spaltöffnungen dienen aber auch zur Transpiration. Ist in der Pflanze Ueberfluß an Wasserdampf vorhanden, so erweitern sich die mikroskopisch kleinen Spaltöffnungen und lassen ihn heraus, im andern Falle schließen sie sich. Sie selbst bestehen aus bohnenförmigen Zellen und finden sich besonders auf der Blattunterseite, weniger zahlreich auch an krautartigen Stengeln. Bei manchen Pflanzen treten auch zur Absonderung flüssigen Wassers besondere Wasserspalten auf. Die Transpiration ist im Frühjahr am stärksten; im Winter ist sie gleich Null und aus diesem Grunde sind die Laubblätter im Winter überflüssig. Aber die Pflanze will gegen ihre treuesten Diener, die zugleich ihre eigenen Kinder sind, nicht hart und unbarbar verfahren, darum baut sie nur langsam Schritte die Schranken auf, die das Blatt ihr selbst entzünden soll. Schon mehrere Wochen vor dem Blattfall beginnt sie an der Stelle, wo die Blattöffnung erfolgen soll, die Bildung eines zarten, kleinzelligen Gewebes, die Trennungsschicht, das sich nur langsam erweitert und verhärtet, doch in

gleichem Maße den Verkehr des Blattes mit der Pflanze beschränkt und schließlich ganz unterbricht, so das dieses, zuletzt auf sich selbst angewiesen, einem langsamen Dahinsinken überlassen ist. Das Blatt, aller Säfte beraubt, schrumpft zusammen, seine eigene Schwere vollzieht die Trennung oder der Herbstwind zerrißt das geloderte Band und führt es weit weg von seinem Stige zum Erdboden. Hier sammelt sich das Laub an, es raschelt unter den Füßen des Wanderers, der Wind führt nedlich Fangball mit den todtten Blättern, häuft sich an tiefen Bodenstellen an, aus denen er sie dann später wieder übermüthig empor wirbelt.

Der Laubfall ist die Folge verminderter und schließlich gänzlich unterbrochener Säftzufuhr nach den Blättern. Das Welken, das Schwarz-, Braun-, Gelb- u. Rothwerden ist kein Erkranken, sondern ein Verrotten; der Frost setzt dann erst ein, wenn die letzten Winterastern verblüht sind und zu dieser Zeit stehen Baum und Strauch fast da und reden ihre blattlosen Zweige und Aeste in die kalte Herbstluft. Der allen bunten Farben abholde Winter breitet dann seinen weißen Mantel über Fluren und Auen aus, hängt seine eisigen, glitzernden Gebilde an das schwankende Gezeig, sie mit Millionen von Kristallen überziehend, die oft in langen, weißen, leicht beweglichen Bärten von den Aesten herabhängen.

Dr. E. Bader.

Man sagt, die Rot sei erfinderisch. Nichts aber ist erfinderischer als der Mensch in der Entdeckung von Gründen, aus denen er seinem Nächsten nicht helfen kann, braucht, will.

Owen, einer der künftigen Bundes-senatoren Ollahomas, sagt, er sei Erdmittel Ceterotese und Zweidrittel Irländer. Das kann hübsch werden, wenn der Irländer in ihm wild wird und er den Kriegspfad beschreitet.

Wenn man sieht, daß die Standard Oil Company Millionen-Darlehen gemacht hat, ohne sich später mehr darum zu kümmern oder sie zurückzufordern — denn die Bücher lügen doch nicht — so möchte man sich noch selbst obrefreigen, daß man sie — nicht auch angepumpt hat.

Mancher, der nur die Hand im Spiele zu haben scheint, hat — das Spiel in der Hand.

Die Texas Post berichtet mit Stolz, daß der Staat 24,000 heiratsfähige Mädchen hätte und außerdem genug Weiz erzeuge, um jeder 8000 Pfund mit auf den Weg zu geben; das steht beinahe wie eine an andere Staaten gerichtete Aufforderung aus, die — Heiratskandidaten zu liefern!

Ein Richter in Virginien entschuldigte sich bei den Anwälten, weil er während ihrer Reden eingeschlummert war. Eigentlich hätten die Anwälte sich entschuldigen sollen, weil sie den Richter nicht wach hielten.

In Massachusetts soll ein Mann irrinnig geworden sein, nachdem er jedes Wort der Präsidentenreden gelesen hatte. Es ist aber auch möglich, daß er schon vorher verrückt war.

„Heute hat mir der Chef die erfreuliche Mitteilung gemacht, daß er mein Calendar vom 1. Januar angefangen auf \$5000 erhöhen wird. Wollen Sie mich heiraten?“ — „Gewiß. Gleich nach dem ersten Januar. Paßt Ihnen der zweite?“

Wenn die Japaner Wort halten und ihre ganze Auswanderung nach Korea leuten, werden sie sich und Anderen manden Verdruß ersparen.

**Malitiös.**



„Die Komtesse ist nicht so alt als Sie glauben; allerdings nähert sie sich den Dreißigern!“  
„Jawohl, aber von oben herunter!“

**Ungalant.**



„Bitte, geben Sie mir 'ne wirkliche Probe von Ihrem neuen Jungungsmittel „Eda“.“  
„Um, will 'mal nachsehen, ob noch soviel da ist.“